

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 127.

Donnerstag, 3. Juni.

1915.

Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(4. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortman.

Als Martha in das Arbeitszimmer ihres Vaters zurückkehrte, fand sie die Tür unverschlossen. Herbert Lynder stand am Fenster und blickte scheinbar sehr angelegentlich auf die Straße hinab. Das junge Mädchen aber hatte jetzt mit einem Male alle Verwirrung und Befangenheit abgeschüttelt, die sie gestern und heute ihm gegenüber so wortklar gemacht hatte. Rasch trat sie auf den Besucher zu, der ihr einige Schritte entgegengekommen war, und streckte ihm ihre beiden Hände hin. Ein sonniger Wglanz der Freude, die sie soeben einem ihr teuren Menschen hatte bereiten können, lag auf ihrem Gesicht.

„Und nun lassen Sie mich Ihnen endlich danken — aus tiefsten Herzen danken. Wie sehr bedaure ich, daß Sie nicht Zeuge der Glückseligkeit sein konnten, die Ihre hochherzige Handlung hervorgerufen hat. Nie — nie werde ich Ihnen das vergessen!“

Er hatte ihre Hände genommen, aber sie duldeten nicht, daß er sie küßte.

„Nein, nein — das sollen Sie nicht!“ sagte sie mit einem Kopfschütteln, während ihre glänzenden Augen in die seinen leuchteten. „Ich stehe so klein vor Ihnen da, und ich bin so voll Dankbarkeit und Verehrung für Sie, daß Sie mir wahrlich nicht mehr die Hände küssen dürften.“

Sie gab sich in dem Übermaß ihrer Herzensfreude wie ein reich beschenktes Kind, dem kein Ausdruck des Dankes und das Jubels stark genug ist. Aber sie war doch kein Kind mehr, sondern eine herrlich erblühte Jungfrau, und der Mann, dem sie ihre Bewunderung so unabweisend kundgab, liebte sie seit der Stunde, als er sie von seinem Logenplatz aus beobachtet hatte, mit rasender Leidenschaft. Wie hätte er da in diesem Augenblick der lockenden Versuchung widerstehen sollen, die ihre schönen, schwärmerisch leuchtenden Augen, ihre halb geöffneten, feuchtschimmernden Lippen für ihn bedeuteten!

Fast ohne zu wissen, was er tat, neigte er sich herab, um sie zu küssen. Und Martha ließ es ohne Widerstreben geschehen. Ihre Rippen erwiderten den Druck der feingliedrigen nicht, und es war durchaus nichts von der anschnügelnden Hingabe eines liebenden Weibes in der Art, wie sie seine stürmische Zärtlichkeit duldeten. Ihre ahnungslose Mädchenhaftigkeit wußte nichts von alledem. Sie fühlte ja, daß dies eine Liebeserklärung sei, und sie war nicht im ungewissen darüber, was sie tat, indem sie die Liebeskosungen dieses Mannes über sich ergehen ließ, aber ihr Herz pochte nicht in dem ungestümen Takt der Leidenschaft. Eine Empfindung der Dankbarkeit nur war in ihr, und sie war naiv genug, zu wähnen, daß dieses die viel besungene, die göttliche Liebe sei. —

„Ja, zum Henker, was ist denn das? — Martha, Wädel, bist du denn ganz des Teufels?“

Die rauhe, schon zu gewöhnlichen Zeiten etwas holternde Stimme des Oberstleutnants dröhnte plötzlich

mit solcher Frage in die Weltvergessenheit des jungen Paares hinein.

Herbert Lynder war heftig zusammengefahren und hatte das junge Mädchen sogleich freigegeben. Martha aber zeigte mehr Mut und Geistesgegenwart als er. Ohne jedes Anzeichen der Bestürzung eilte sie auf ihren zornig blickenden Vater zu und umschlang seinen Hals.

„Ich bin ihm gut, Väterchen — und, nicht wahr, du bist nicht so grausam, uns deinen Segen zu verweigern?“

„Du bist ein Rindskopf“, grollte der Oberstleutnant, trotz seiner unwilligen Überraschung ein wenig gerührt. „So schnell geht dergleichen denn doch nicht. Vorerst möchte ich mit dem Herrn da ein paar Worte unter vier Augen reden.“

„Ich bin zu Ihrer Verfügung, Herr Oberstleutnant“, stammelte der Besucher, dem es noch immer nicht recht gelang, seine Haltung wiederzufinden.

Martha, die freilich am liebsten bei der Auseinandersetzung zugegen geblieben wäre, zog sich auf einen sehr energischen Wink ihres Vaters langsam zurück. Aber noch von der Schwelle aus warf sie dem Manne, in dem ihre jugendliche Phantasie den edelsten und hochsinnigsten aller Menschen sah, einen ermutigenden Blick zu, der ihn anstacheln sollte, dem bevorstehenden Sturme tapfer die Stirn zu bieten.

„Nun also, mein Herr — ich erwarte Ihre Erklärung“, eröffnete der Oberstleutnant in sehr gemessenem Tone die Unterhaltung. „Wie mir scheint, haben Sie von dem Vertrauen, das ich Ihnen entgegengebracht, nicht eben den besten Gebrauch gemacht, indem Sie dem Kinde hinter meinem Rücken den Kopf verdröhten.“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Oberstleutnant, aber ich kann Ihnen versichern, daß vor diesem Augenblick nichts geschehen oder gesprochen ist, was solchen Vorwurf rechtfertigen könnte. Ein Zufall nur, eine unvorhergesehene Fügung —“

„Nun, gleichviel! Das, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, wird damit doch nicht aus der Welt geschafft. Ich liebe Deutlichkeit und Kürze. Sie haben also meiner Tochter erklärt, daß Sie sie lieben, und es ist natürlich Ihre Absicht, sich um sie zu bewerben. Oder ist das etwa Ihre Absicht nicht, mein Herr?“

„Ich würde glücklich sein, Herr Oberstleutnant, wenn Sie mich für würdig hielten —“

„Was Ihre Würdigkeit betrifft, so habe ich darüber nach so kurzer Bekanntschaft selbstverständlich noch kein Urteil. Ich weiß, daß Sie aus guter Familie sind, und Sie haben wiederholt angedeutet, daß Sie über ein beträchtliches Vermögen verfügen. Nach dieser Richtung hin würden sich also unüberwindliche Schwierigkeiten nicht ergeben. Denn ich lege bei der Wahl eines Gatten für meine Tochter kein entscheidendes Gewicht darauf, daß er das Wörtchen „von“ vor seinen Namen setzen kann. Anständige Herkunft und eine makellose Vergangenheit genügen mir, wenn alle sonstigen Vor-

Aus Deutsch-Belgien.

Brüssel, im Mai.

aussetzungen erfüllt sind, vollkommen. Aber ich weiß nichts oder doch so gut wie nichts von Ihrem Charakter und Ihren Fähigkeiten, meinem Kinde eine angemessene Stellung in der Gesellschaft zu sichern. Von einem Verlöbniß ohne vorausgegangene Prüfung nach dieser Richtung hin könnte also unter keinen Umständen die Rede sein."

Herbert Lynder, der seine Verlegenheit noch immer nicht ganz zu meistern vermochte, machte in diesem Augenblick einen keineswegs imponierenden Eindruck. „Wenn der Herr Oberstleutnant mir gestatten wollten —“

„Lassen Sie mich nur gefälligst erst ausreden. Ich sagte, daß von einem sofortigen Verlöbniß nicht die Rede sein könne. Ich habe dafür noch einen triftigeren Grund als den, welchen ich nannte. Meine Tochter ist noch viel zu jung, um schon an Verlobung und Hochzeit zu denken. Sie ist mit ihren siebzehn Jahren noch ein halbes Kind. Ich werde nicht zugeben, daß sie Hochzeit macht, ehe sie die neunzehn hinter sich hat. Deshalb, um es kurz zu machen, will ich Ihnen in wenigen Worten meine Entschliebung kundgeben. Ich sage heute nicht ja und nicht nein. Ich verlange vielmehr, daß Sie dem Kinde Zeit lassen, sich über sich selbst klar zu werden. Kommen Sie nach anderthalb oder noch besser nach zwei Jahren wieder, wenn Ihnen auch dann noch daran gelegen ist, mein Schwiegerjohn zu werden. Dann mögen wir in Gottes Namen weiter über die Sache reden. Bis dahin aber, das fordere ich auf das allerbestimmteste, muß jeglicher Verkehr zwischen Ihnen und Martha aufhören, der briefliche ebenso wie der persönliche. Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben, mein Herr, daß Sie sich dieser Bedingung fügen.“

Das war gewiß eine harte Forderung für einen Liebeglühenden Bewerber, aber Lynder erhob nichtsdestoweniger keinen Widerspruch und machte keinen Versuch, den Sinn des alten Herrn zu ändern. Ohne Zögern gab er das verlangte Versprechen, und als ob er ein Bedürfnis gefühlt hatte, seine Bereitwilligkeit noch besonders zu erklären, fügte er hinzu: „Es war ohnedies meine Absicht, eine große überseeische Reise zu unternehmen, die sich vielleicht über Monate oder selbst über ein Jahr ausdehnen wird. Ich werde nun nicht mehr zögern, diese Reise sofort anzutreten.“

„Damit würde uns allen jedenfalls am besten gedient sein“, sagte der Oberstleutnant, der von der Nachgiebigkeit des Freiers selbst ein wenig überrascht schien. „Sie begreifen also, mein bester Herr Lynder, daß Ihr heutiger Besuch in meinem Hause vorläufig der letzte gewesen sein muß. Übrigens habe ich nichts dagegen, daß Sie sich in meinem Weisem von Martha verabschieden.“

Er ging zur Tür, um seine Tochter zu rufen, und mit wenigen Worten setzte er sie von dem Abkommen in Kenntnis, das er mit Herbert Lynder getroffen hatte. Sie zeigte darüber nicht die mindeste Bestürzung, sondern nahm die Kunde von der bevorstehenden Trennung wie etwas ganz Natürliches auf. Kein Schalten der Betrübnis lag auf ihrem reizenden Gesicht. Sie ging auf Herbert zu, und indem sie ihm ihre Hand reichte, sagte sie: „Ob Sie in einem Monat wiederkommen oder in einem Jahre, Sie werden mich immer so finden, wie Sie mich heute verlassen. Ich werde Ihrer treu gedenken und werde nie einem anderen angehören als Ihnen.“

Der Oberstleutnant runzelte die Stirn und schien sehr geneigt, etwaigen weiteren Herzensergießungen ein Ende zu machen. Aber es bedurfte dessen nicht, denn Herbert Lynder hatte nur ein paar unverständliche Worte als Erwiderung und begnügte sich, dem geliebten Mädchen mehr ehrerbietig als zärtlich die Hand zu küssen, die sie ihm diesmal willig überließ.

Seit dem unermuteten Erscheinen des Oberstleutnants war kaum eine Viertelstunde vergangen, als der angebliche Herbert Lynder bereits wieder auf die Straße hinaustrat.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frühlingssonne scheint über Brüssel, und die Bewohner der belgischen Hauptstadt sind nervöser denn je. Sie haben von der „großen Offensive“ Frenchs und Joffres gehört, und sie hoffen. Sie glauben fest an den Erfolg der Sache der Alliierten und sagen große Ereignisse voraus. Ein gut Teil ihrer Hoffnung ist allerdings schon zunichte geworden. Das mühte die Belgier ernüchtern, wenn sie nicht politische Kinder wären, mit denen man über gewisse Dinge nicht sprechen kann. Ein kleiner Beweis, welche Stimmung jetzt in Belgien herrscht, wurde uns gerade in den letzten Wochen geliefert.

Wie bekannt, hat in der Brüsseler Oper ein großes Konzert stattgefunden, das die Belgier schon im vornherein als eine große deutsche „Siegesfeier“ ankündigten. Das war es natürlich nicht. Es handelte sich lediglich darum, daß die „Barbaren“, die nimmehr schon seit Anfang August keine geistige Nahrung zu sich genommen hatten, das dringende Bedürfnis empfanden, wieder einmal gute deutsche Musik zu hören. Auch einige Belgier hatten diesen Winter des Entbehrens stark empfunden, und sie besuchten deshalb das Konzert. In der Pause wurde recht viel Französisch geplaudert. Eine hervorragende Persönlichkeit der belgischen Gelehrtenwelt, der Professor der klassischen Philologie, Dwelshoutwers, von der Freien Universität in Brüssel, war an jenem Abend auch in der Oper. Er fand nichts dabei, denn er hatte Hunger nach guter Musik, und er erklärte offen, daß es ihm ganz gleichgültig sei, wer ein derartiges Konzert veranstalte, wenn es nur öffentlich und gegen Zahlung eines Entrees von jedem Menschen besucht werden könne. Seine Freunde, die geistigen Führer des liberalen Brüssel (die Freie Universität ist eine Gründung der Stadtverwaltung in Brüssel), sind anderer Meinung gewesen. Sie haben offenbar Spizel aufgestellt, um heraus zu bekommen, wer sich in Gesellschaft der „Barbaren“ dem Genuße Wachscher, Mozartscher und Wagnerscher Musik hingab, und sie haben natürlich bald erfahren, daß Herr Dwelshoutwers das Konzert besucht hat. Die im Auslande erscheinenden belgischen Blätter haben es auch bald gewußt und begannen nun ein Kesseltreiben gegen den Gelehrten. Er wurde vor das Kuratorium der Anstalt zitiert, und dort hat man ihm erklärt, er könne sich als entlassen betrachten. Dem Manne ist der Lebensnerv abgeschnitten worden; er erhält seinen Gehalt nicht mehr. Das könnte er eventuell noch verschmerzen; das schlimmste aber ist, daß seine besten Freunde, die geistigen Führer Belgiens, sich diesem Boykott angeschlossen haben. Sie befinden sich allerdings in guter Gesellschaft; denn außer ihnen hat auch die Köchin des Professors den Dienst aufgesagt. Sie kämpft Schulter an Schulter mit den Errere, Vermeylen, Vandebelde gegen den ehemaligen Schüler von Kuno Fischer und Wundt.

Dieselbe Geistesverfassung der Belgier macht sich natürlich im ganzen öffentlichen Leben jetzt geltend. Deutsche, die seit 20 Jahren in Belgien wohnen, die 20 Jahre hindurch jede Woche zweimal mit gebildeten Belgiern musizierten, die intime Freundschaft mit ihnen geschlossen haben, setzen sich von diesen verlassen. Dabei hätten die Belgier Veranlassung, der deutschen Verwaltung dankbar zu sein; denn sie hat namentlich in der letzten Zeit für die Hebung des wirtschaftlichen Lebens außerordentlich viel getan. Jeder Belgier kann das beobachten, wenn er nur die Augen öffnet; denn das Leben in Stadt und Land hat sich merklich gehoben, und auch das Geld muß wieder zirkulieren, denn die Theater, die Spielern, sind überfüllt, und die Cafés und Restaurants sind abends, namentlich aber an Sonntagen, stark überfüllt. An Sonntagen abends beispielweise wird in der inneren Stadt Brüssels kein Mensch merken, daß man sich in Kriegszeiten befindet, dermaßen stark ist der Verkehr. Die deutsche Verwaltung hat dem flachen Lande in Belgien die Möglichkeit der Aussaat der Frucht gegeben, und sie sorgt auch für das Wirtschaftsleben. Hat sie doch einen Wirtschaftsausschuß eingesetzt, der die Aufgabe hat, Mittel und Wege zu suchen, um Handel und Wandel zu fördern, und er wird sie sicher fördern; denn wenn man einzelnen Industriezweigen Rohmaterialien verschafft, ist für Tausende von Arbeitern die Möglichkeit eines guten Verdienstes gegeben.

Den größten Dienst aber hat die deutsche Verwaltung den Belgiern dadurch geleistet, daß sie das Schulgesetz zur Aus-

führung gebracht hat, das die belgische Kammer im vorigen Jahre angenommen hat. Dieses Gesetz sollte endlich den obligatorischen Schulunterricht in Belgien zur Einführung bringen, und sein Inkrafttreten war für den Herbst vorgesehen. Durch den Krieg wurde das natürlich nicht möglich, und die deutsche Verwaltung hat nun dem Gesetze Geltung verschafft, offenbar vielen Belgiern zum Dank, denn in einer ganzen Reihe von Gemeinden haben die Stadtverwaltungen angeordnet, daß die Familien, die ihre Kinder nicht zum regelmäßigen Schulbesuch anhalten, keine Unterstützung mehr bekommen, weder von der Gemeinde noch von Wohltätigkeitsanstalten. Auch das belgische Rote Kreuz soll jetzt der Wohlfahrtspflege dienstbar gemacht werden. Der Generalgouverneur hat Anordnungen nach dieser Richtung getroffen, und es wird in aller Kürze ein Organismus geschaffen werden, der namentlich sein Hauptaugenmerk auf die private Fürsorge richten soll. Nach dieser Richtung hin ist ja früher in Belgien kaum etwas geschehen, und es wäre eine Wohltat, wenn die deutsche Verwaltung mit echt deutscher Gründlichkeit nach dieser Richtung hin Vorkehrungen für die Zukunft treffen würde. Wir glauben, daß auf dem Gebiete der Wächnerinnenpflege, der Kinderpflege überhaupt, sehr Ersprießliches geleistet werden kann, ganz besonders aber in den Industriegebieten der Bezirke Lüttich, Charleroi und Mons.

Aus all diesem ergibt sich, daß die Belgier eigentlich, wenn sie vernünftig sein wollen, gar keine Veranlassung hätten, der deutschen Verwaltung besonders gram zu sein. Im Gegenteil, sie sollten sich freuen, daß eine ganze Reihe von Problemen jetzt zur Lösung kommt, die in normalen Zeiten aus parteipolitischen Gründen nicht angeschnitten wurden. Der Parteihag in Belgien war allezeit so groß, daß die einzelnen Anstalten, wenn sie überhaupt etwas getan haben, nur für ihre Wahlkundschaft funktionierten und Segnern nichts zukommen ließen. Die Intoleranz auf diesem Gebiete ging sogar so weit, daß man nicht einmal die stärkste Not lindern wollte. Jetzt zeigt aber die deutsche Verwaltung, daß, wer Wohltun will, weder nach Partei noch nach Religion fragen muß. Sie wirkt also in dieser Beziehung erzieherisch, was namentlich die führenden Männer Belgiens anerkennen sollten.

J. W.



Aus der Kriegszeit,

Am John Bull.

John Bull ist treu und fromm und bieder
Und flüstert: „Liebe Mariann,
Du möchtest ja gar zu gerne wieder
Dem Michel . . . , na, das geht schon an!“
Du weicht, ich bin dir sehr gewogen,
Drum, süße Freundin; geh' voran:
Hab ich dich jemals schon betrogen?
Ich helfe schon, so gut ich kann!“

John Bull kann Unrecht nicht vertragen,
Und spricht zum Baren, mild und weich:
„Warum wird Serbien denn geschlagen,
Dein Schoßkind, so von Österreich?
Jetzt wär's wohl Zeit; jetzt laun's gelingen . . .
Der Michel schläft, drum geh' voran
Mir Wuttl und mit Knutenfchwingen:
Ich helfe schon, so gut ich kann!“

Dem gelben Schafal, der so lange
Schwanzwedelnd lag an unserm Herd,
Dem raunt er zu: „Nun drauf! nicht hange!
Dir hab' Riaktschow ich beschert!“
Der Michel, nun, was will der machen?
Schlag zu, mein edler Freund Japan:
Vielleicht gibt's noch viel schönere Sachen . . .
Ich helfe schon, so gut ich kann!“

Gemeiner Schaft, scheinheiliger Bube!
Du Bluthund über dem Kanal:
Du gräßt dir selbst die Mördergrube . . .
Halt! . . . Endlich rechnen wir einmal!
Es gibt noch Glauben, Treu und Ehre,
Und Gottvertrau' im Deutschen Reich;
Wir dreschen dir, mit scharfer Wehre,
Die feige Glanghaut windelweich!
Freiburg i. Br.

S. J. Mulder.

Keine Bange! (Originalbericht.) Im Feld, 24. Mai 1918.
„ . . . Keine Benignität ist auch noch wohl, aber wer hätte das gedacht, daß wir Pfingsten noch im Felde ständen, und wer weiß, wie lange der Krieg jetzt noch dauert. Gott sei Dank, jetzt hat sich wenigstens der politische Himmel entladen und man hat doch die Gewißheit, woran man eigentlich ist. Gestern mittag kam aus dem Hauptquartier die Kunde, daß Italien Österreich und somit auch uns den Krieg erklärt hat. Nun, auf einen Feind mehr oder weniger kommt es ja jetzt nicht mehr an, wir sind ja doch von allen Seiten von Gasunken und Schurken umgeben. Auch dieses Jägerpack wird noch ordentlich das Fell gegerbt bekommen. Diesen Verrätern sollen noch die Haare zu Berg stehen. Als die Kriegserklärung gestern nachmittag heraus kam, atmete alles erleichtert auf. Gestern abend versammelten darauf alle Regiments-, Bataillons- und Batterie-Chefs ihre Leute zu einer kleinen Kundgebung; um 11 Uhr war alles zusammen. Der Hauptmann hielt eine kernige Ansprache. Wir waren alle um unsere Geschütze versammelt. Er tabelte den Treubruch der Italiener und lobte die Treue der Österreicher und Türken. Mit einem dreimaligen Hurra auf unsere Verbündeten wurde die Feier beschloffen. Die drei Hurras wirkten so auf unsere Feinde, die Franzmänner, daß, als das letzte Hurra verklungen war, eine allgemeine Kanonade und Gewehrfeuer einschloß, das im ganzen eine Stunde dauerte. Also so hat das Hurra der Deutschen gewirkt, daß die Franzmänner einen Angriff vermuteten. Raketen und Leuchtugeln flogen ungezählt in der Luft. Auf unserer Seite fiel so gut wie gar kein Schuß. Heute früh sandten uns die Franzosen von 6 bis 8 Uhr mindestens 1000 schwere Granaten herüber. Es ist wenigstens gut, daß nicht jede Granate ihr Ziel erreicht. Schaden hatten wir fast keinen, denn die Geschosse flogen fast alle ins freie Feld, da ist ja Platz dafür. Bange machen gift bei uns nicht, und mit dem Judas, dem Italiener, werden wir auch noch fertig. Die Parole heißt: „Immer feste druff!“, und damit Gott befohlen.

Kriegsberichte des Malers Theodor Kocholl bringt das Junifest von Veshagen u. Masings Monatsheften, scharf gesehene Augenblicksbilder eines vortrefflichen Künstlers, der es sich nicht nehmen läßt, den Krieg aus nächster Nähe in der Feuerlinie zu erleben. Aus der reichen Fülle von Eindrücken wollen wir wenigstens einige besonders anschaulich geschilderte herausgreifen. Kocholl schreibt: Gerade in der Nacht vor unserem Abmarsch von Angres (bei dem vielen Einwohnern übrigens die Tränen in den Augen standen und die Kinder uns nachwinkten, bis wir im Morgennebel mit unseren Maschinengewehren verschwand) gab's in Arras einen furchtbaren Geschützkampf. An Schlafen war bei mir nicht zu denken. Hatte ich doch eben erst einen guten Teil der Batterien kennen gelernt und mich dort wohlfühlt! Und dieses Gewitter! Oft wirkte es wie ein einziger rollender Donner. Oft riß es plötzlich ganz ab, und das unaufhörliche Knattern von Maschinengewehren und Gewehren kam zur Geltung. Ich werde den wunderbaren, ergreifenden Eindruck dieses gewaltigen Konspiels nie vergessen. — Unser gemütliches Stilleben in La Bassée währte kürzer, als wir hofften. Schad' um die viele Mühe, die sich unsere Burken gegeben. Zu famos sehen immer in den französischen Stuben die ehrbaren Familienportraits aus, die an den Wänden über Konsolen und Kommoden verdonnert sind, unserem behaglichen Lini und Treiben zugewandt. Kurz vor unserem Abmarsch kam in Angres der neue Führer an, 15¼ Jahre alt, sehr groß und eifrig. In den ersten Tagen, wenn er aus dem Schützengraben kam, war er immer etwas still. Jetzt aber wieder ganz obenauf und macht sich aus Granaten und Schrapnells blutwenig. — Weißt Du, Landsker, Dir würde es fabelhaften Spaß machen, zu sehen, wie unsere Leute in Zeit von 0,5 so einen arg mit Schrapnells besetzten Bauernhof neu herrichten. Zuerst kommt der Dachbeder (wir haben alles!) und nimmt von überstehenden und entbehlichen Stellen gute Dachziegel und deckt damit die Löcher über unseren Wohnräumen zu. Dann waltet der Ofenseher seines Amtes. Er schnüffelt in sämtlichen Höfen der Umgegend umher nach fehlbaren Öfen. Und dann geht's bei uns los. Der Kochherd wird zuerst instand gesetzt. Dort steht der allzeit muntere Adorf, der aus Rindfleisch (anderes gibt's selten) schier alles macht, und auch nicht vergißt, daß ein Rind eine Junge hat, und daß diese zunächst dem Führer zugeht. Kurzum, eine Perle. Wenn da draußen in der Küche plötzlich ein Indianergeheul entsteht, — Adorf ist dran schuld. Wenn da draußen in der Küche Tango vorgetanzt wird, — Adorf ist's. Wenn in höchst feierlichen Tönen das „Schwer-

Red" vorbestimmt wird, — niemand anderes als Adorf ist's. Heute haben wir im Regen unseren guten Führer begraben. Wer hätte das gedacht, als ich ihn noch vor kurzem noch unserm Nachquartier zu Courmes auf einer Feldpostkarte für seine Mutter zeichnete. Spielten 66 im Wohnzimmer von vier älteren Französinen. Heute standen diese weinend an ihrer Haustüre, als wir ihn im Saal unter voller Regimentsmusik vorbeibrachten. Unser Unterstand war gar nicht übel. Rechts und links waren Fische in die Lehmvände eingegraben. Hatten Stroh, Licht, wenn auch ein wenig knapp. Ein ein Schlafen war bei mir nicht zu denken. Das Neue war zu stark, dazu die Tätigkeit unserer Schützen, über, neben, bei uns, die keine Minute stockte. Als ich um 1 Uhr einmal vor den Unterstand trat, um neben unserem Maschinengewehr über die Deckung zu blicken, sah ich das hohe Bauerngehöft lichterloh brennen, etwa 100 Meter halbrochts. Und in demselben Augenblick sprangen vier Kerle über unsere Deckung. Sie stellten sich als die vier von dreißig ausgelassenen Freiwilligen dar, die vor einer halben Stunde, mit einem Liter Petroleum bewaffnet, da hinübergekrochen waren, das von einer englischen Feldwache besetzte Gehöft angestekt hatten und dann mit heißer Haut wieder unseren Schützengraben erreichten. Sie strahlten vor Glück, waren mit Lehm überzogen und nebenbei nun glückliche Ritter des Eisernen Kreuzes. Allerhand Ehrelum Morgen malte ich sie. Aber dies halte ich mehr für eine Ehrung für mich als für sie.

Eine zeitgemäße Erinnerung. Ein Leser unseres Blattes sendet uns die nachstehenden interessanten Zeilen: Es war in den letzten Tagen des Jahres 1871. Jules Favre war in Begleitung des Grafen d'Herisson in das Hotel der Frau Jossé nach Versailles gefahren, um mit Bismarck über einen Waffenstillstand erneut zu verhandeln. Man begann in aller Ruhe, und d'Herisson bewundert in seinem „Journal d'un Officier d'Ordonnance“ ungeachtet die diplomatische Größe Bismarcks, der, abweichend vom Hergebrachten, in verblüffender Einfachheit sagt, was er will. Als dann die Rede auf Garibaldi kam, funkelten die Augen des Kanzlers und nahmen den Ausdruck wilden Zornes an. Er wollte Garibaldi und seine Armeen durchaus von dem Waffenstillstand ausgeschlossen sehen und, erregt durch das beharrliche Bestehen Jules Favres, Kopfste er schließlich mit dem Zeigefinger hart auf den Tisch und rief: „Ich muß ihn unter allen Umständen kriegen, denn ich will ihn in Berlin herumspazieren lassen mit einer Papptafel auf dem Rücken, worauf geschrieben steht: „Das ist die Dankbarkeit Italiens!“ Wie! Nach allem, was wir für diese Leute getan haben! Das ist gemein!“ Und dasselbe schmückende Schluß- und Beiwort Bismarcks darf man heute mit demselben, ja, noch größeren Recht auf den Treubruch der italienischen Regierung anwenden, die das mehr als ein Menschenalter dauernde Bündnis ohne den geringsten stichhaltigen Grund bricht und verräterischerweise ihren Bundesgenossen in den Rücken fällt. Ohm.

Kriegsgeographische Schlagwörter. Der Weltkrieg hat in den amtlichen Berichten der obersten Heeresleitung sowohl wie in den sachmännischen zusammenfassenden Übersichten der Operationen manche kriegsgeographische Schlagwörter gesetzt, die sich dauerndes Bürgerrecht in der Dikatur erwerben werden. Einfach deshalb, weil sie bei der sehr entwickelten strategischen Lage einige markante Zeitlinien festlegen, die die Orientierung erleichtern, und zugleich einzelne Kriegsschauplätze kurz und treffend kennzeichnen. So spricht man von der „Karpatischen Front“, der „Narewlinie“; jeder kennt den „Dünenkrieg“ und die „Vogesenlinie“ usw., und die Generalstabswerke einer kommenden Zeit werden diese und ähnliche kriegsgeographische Schlagwörter als eisernen Bestand der Wissenschaft vereinen. Prof. Dr. Friedrich Sahn zu Stübingen i. Br. weist im Zusammenhang damit auf eine Gruppe von Schlagwörtern hin, die in ganz eigenartiger Weise an die Namen von Flußläufen geknüpft sind und eine prägnante, historisch-politische Bedeutung erlangt haben. Das Merkwürdige dabei ist, daß sie „nur ein kleines Stück aus einem langen Flußlauf herausgreifen oder auch einen kleinen, nur seiner auffälligen, vielen bekannten Lage halber ausgezeichneten Fluß nennen, der freilich, eben weil er auffälliger ist als andere und sich dem Gedächtnis leicht einprägt, dann doch in weiter Entfernung in der nach ihm benannten Region usw. geläufig wird. Wer von Kaschau in Ungarn nach dem vielumstrittenen Przemysl in Galizien oder von Pilsen nach Prag nach Barm reist, verläuft Cisleithanien mit Transleithanien. Aber die Weidha ist ein ganz kleiner Nebenfluß der Donau östlich von Wien, der, mit weil er nicht

weit von Wien fließt und besonders auch Politikern und Geographen bekannt sein konnte, eine so wichtige Rolle spielt, die natürlich nicht über 1867 zurückreicht. Wer bei Bamberg oder Würzburg den Main kreuzt, überschreitet wohl den Main, aber nicht die „Mainlinie“, denn dieser Ausdruck galt eigentlich nur für die Mainstrecke zwischen Hanau und Mainz und hing wohl damit zusammen, daß hier, allerdings nur wenige Jahre lang, die Grenze des Norddeutschen Bundes gegen den Süden lag. Wohl das wichtigste geographische Schlagwort war bis zum Ausbruch des Krieges „Eltelbien“. Es ist vielleicht in der Gegend von Magdeburg — nicht in Berlin, denn „Berlin selbst liegt ja, wie kein Geograph bezweifeln könnte, in einer stark östlich gefärbten Landschaft“ — entstanden, wo in der Tat die Elbstrecke von der Mündung der Saale bis zu der der Obere eine „auffällige Landschaftsgrenze“ bildet. Je weiter wir uns von der Elbe nach Osten entfernen beginnt eine rein landwirtschaftliche Bevölkerung mit starkem Grundbesitz zu überwiegen.

Stimmungsbild eines Spaniers aus Karlsbad. Der „Dambio“-Berichterstatler des Madrider „ABC“ schreibt seinem Blatt vom 18. Mai gelegentlich einer Reise durch Böhmen: Karlsbad, die heitere, lebhaft, elegante Stadt Böhmens, der Treffpunkt der gekrönten Häupter, der amerikanischen Multimillionäre, der eleganten Frauen der ganzen Welt, der internationalen „Sancho Panzas“ und, nicht zuletzt, der Entfacher des Weltbrandes (wir bemerken in Klammern, daß der verstorbene König Eduard, Clémenceau, Jzowski und andere alljährlich einige Wochen in Karlsbad zu verbringen pflegten), macht auf den Besucher einen im Vergleich zu der Zeit vor dem Kriege völlig verschiedenen Eindruck. Was zuerst auffällt, ist die große Anzahl verwundeter Offiziere und Soldaten, welche in den Parks und öffentlichen Anlagen auf den Bänken sitzen oder unter den Bogengängen des Kurhauses wandeln mit verbundenem Kopf, den Arm in der Binde, oder die Füße auf dem Asphalt nachschleppend. Auf schwere Stühle gestützt, gehen sie einher, ernst, zerstreut, gleichsam als ob sie in einer anderen Welt lebten, fern, ganz fern von der Wirklichkeit der Dinge. Gleichgültig sehen sie schön und elegante Frauen neben sich wandeln, gerade als ob das schöne Geschlecht jeden Reiz, jede Anziehungskraft auf sie verloren hätte, gleichgültig betrachten sie die Blumen und die Blüten der Sträucher, als ob sie ein Stück Holz, einen Stein oder ein anderes lebloses Wesen betrachteten; gleichgültig hören sie das Streichen der Violinen und weder die gefühlvollsten Töne der heimatischen Lieder, noch die prädestinierten Walzer vermögen den kleinsten Strahl Sonne auf ihren eisigen Gesichtern hervorzuzaubern; sie rauchen, lachen, plaudern ohne Leidenschaft, ohne Interesse, gleichgültig. . . Wir sitzen im Garten des Kurhauses, neben uns ein paar Offiziere, einige sprechen Deutsch, andere Tschechisch, die übrigen Ungarisch. Das Konzert geht zu Ende. An einem Pfeiler erscheint die Nr. 7. Wir werfen einen Blick auf das Programm und lesen: „Nr. 7“ Nationalhymne. Der Kapellmeister ergreift den Kalkofel, die ersten Töne erklingen, alle Offiziere erheben sich auf einen Knief und begrüßen militärisch die Weise des „Gott erhalte“. Das Publikum erhebt sich gleichfalls, und als das Orchester schweigt, brechen die Offiziere in ohrenbetäubende Rufe aus: „Es lebe Österreich! Es lebe unser Kaiser!“ Und das Publikum wiederholt stehend diese Rufe und bringt den Helmen Österreich-Ungarns lebhaftes Guldigung dar, den Helmen, welche im Kampfe für eine gerechte und edle Sache mit ihrem Blute den Boden des schönen, gastfreundlichen, freien und guten Österreichs verteidigen. Wir, überzeugt davon, daß „unsere Nachbarn“ nicht nur als Offiziere, als Soldaten ihre Pflicht erfüllt haben, sondern für die europäische Zivilisation kämpften, können uns nicht halten, und rufen mit voller Zungenkraft: „Es lebe Österreich! Es leben die Helmen! Es lebe das tapfere österreichische Heer!“ Dann verlassen wir den Kurhausgarten befriedigt, mit dem Gefühl der Gemütigung, ein gutes Werk verrichtet und der großen österreichischen Nation eine gerechte Guldigung bereitet zu haben; der Nation, welche jeden Glauben hochachtet, welche allen ihren Untertanen die gleichen Freiheiten einräumt, welche niemanden unterwirft und niemanden Lebt, sondern mit ihrem mütterlichen Mantel alle mit gleicher Güte und mit gleicher Gerechtigkeit umgibt. Einen anderen außergewöhnlichen Eindruck bietet Karlsbads Umgebung. Alle Wiesen sind in Ackerland verwandelt, und die Armen der Stadt pflanzen dort Kartoffeln. Der Gemeinderat hat den Boden kostenlos hergegeben, und er wird bearbeitet wie von berufsmäßigen Landeuten. Ein so einiges, so arbeitsames, so vorausschauendes Volk kann nicht unterliegen, kann nicht besiegt werden. Groß, wahrhaft groß und bewundernswert ist das Volk, welches — wie das österreichische — niemals Mut, Glauben und Hoffnung verliert und sich allen Umständen, so kritisch und schmerzlich sie auch sein mögen, anpassen weiß.